



Basler Psychotherapietage 1997

PROF. DR. EUGEN DREWERMANN

Die Suche nach Glück und Sinn

Dieser Vortrag wurde gehalten im Rahmen der Basler Psychotherapietage 1997, veranstaltet von perspectiva, Basel. Der Text darf gerne kopiert und im privaten Bereich, bitte immer mit Quellenangabe, weiter gegeben werden. Wir freuen uns, wenn Sie unsere Website besuchen: www.perspectiva.ch

Unter all den Erscheinungsformen von Glück und Sinn nicht nur der menschlichen Existenz ist es doch gerade dieser zu eigen, die Verwirklichung von Glück und Sinn in sich selbst zu finden. Über das Glückhaben und Besitztum hinaus ist Glück hier eine Manifestation des Seins, die sich letztlich in der Begegnung und der Verbundenheit mit allem Seienden erschließen mag. Die Suche nach Glück und Sinn ist eine Reise vom kleinen Glück der Alltäglichkeit zur Einsicht, was immer auch geschehen mag, für das Geschenk des Glücks würdig zu sein.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ganz herzlich danke ich für Ihr Interesse zu einem Thema, das wichtiger kaum sein könnte. Denn welche Frage beträfe uns mehr, als die Frage nach dem Glück und nach dem, was unserem Dasein Sinn zu verleihen vermag.

Ich entsinne mich noch des Vormittags vor über vierzig Jahren in der Schule. Eine kleine Gruppe unserer Klasse hatte des Aristoteles Nikomachische Ethik gelesen und daraus jenen Abschnitt übersetzt, in welchem der griechische Philosoph das Glück definiert. Es kommt aus dem Tun – so lehrte er – es ist die Begleitempfindung, daß das Gute zu tun leicht fällt durch die gute Gewöhnung. Das Glück entsteht aus der Tugend. Mit dieser Einsicht stolz bewehrt, zogen wir gleich in die nächste Stunde, Deutsch, und versuchten es so zu lenken, daß wir die neu gewonnene Erkenntnis anbringen konnten. Unser verehrter Deutschlehrer aber, dieses Mal ein klassisches Beispiel für Frustration, bemerkte lakonisch: „Wie, und das haben Sie geglaubt?“ Er wollte nicht Aristoteles eines Irrtums zeihen, er wollte uns lediglich auffordern, nichts für Glück zu halten, das wir nicht selbst erlebt hätten, und darüber nachzudenken, ob das, was wir lernten, denn für uns auch stimme. Ist's nicht die erste Bedingung schon des Glücklichseins, daß wir uns erlauben, selber zu fühlen, selber zu denken, selber anwesend zu werden und nichts von außen zu übernehmen, nur weil es eine große Autorität gesagt hat vor zweieinhalbtausend Jahren und dann noch einmal vor über siebenhundert Jahren Thomas von Aquin in der scholastischen Theologie? Wir hätten mit der Definition des Aristoteles in Religion sehr reussieren können, aber unser Deutschlehrer tat uns nicht den Gefallen, uns an der Nase herumzuführen.

Was also ist Glück? Und was bedeutet Sinn? Und wie gelangt man zu dem einen wie dem anderen? Vielleicht können drei kleine Beispiele aus dem Tierreich, leicht übertragbar auch auf uns Menschen, am Anfang ein wenig hilfreich sein beim Nachdenken. In einer Zoohandlung beim Bahnhof von Basel vorhin wurde ein Hamster mir hilfreich in der Vorbereitung auf just diesen Vortrag. Man hatte den Tieren einen überraschenden, für mich erfreulich großen Raum gelassen. Eines der Hamsterchen aber hatte Platz genommen an dem Wasserbehälter. Und nun, wie es nur

ein Tierchen vorzumachen versteht, sah man, mit welcher Innigkeit, Tropfen für Tropfen, immer wieder den Kopf über den Beckenrand ins Wasser neigend, das Hamsterchen trank. Zehnmal, zwanzigmal. Es trank nicht das Wasser, sondern wie ein Kenner, der weiß, daß er Wein nicht schlürfen darf, sondern beißen muß, so das Hamsterchen; und danach verschwand es in der Höhle zu den anderen Tieren, wie wenn es bestrebt sei, einen unvergleichlichen Rausch auszuschlafen.

Oder: Stellen Sie sich vor, was passiert, wenn morgens früh die Sonne aufgeht, und sie werden in der Zeit etwa um halb sechs bei geöffnetem Fenster zum Zeugen, wie die Vögel erwachen und zu singen beginnen. Sie begrüßen den Tag. Entsinnen Sie sich selber der Freude, die ein kalter Wasserstrahl auf Ihrer Haut, im Gesicht, auf Ihrem Körper hinterläßt. Rufen Sie sich die Freude schon vorweg in Erinnerung, die morgen früh die erste Tasse Kaffee Ihnen bereiten wird, und Sie sind ganz und gar glücklich im Reich der Sinne. Und zweifellos, wir teilens mit den Tieren.

Ein zweites Beispiel: Im Grunewald Stadtpark von Berlin, auf einer Cafèbank sitzend, erlebte ich, wie die Spätzchen herbeigeflogen kamen, – je nachdem wie Sie sie bezeichnen mögen: zutraulich, wenn Sie sie lieb haben, frech, wenn sie Ihnen lästig werden. Mit ihren kleinen Füßchen flogen sie auf die Hand, versuchten zu picken vom Löffel, um vom Kuchen das zu erhaschen, was ihnen gegönnt war. Diese Spätzchen hatten jede Angst vor den wandelnden und sich bewegenden Bäumen, als welche wir Menschen ihnen wohl erscheinen mögen, verloren. Und eben diese Freiheit von Angst, diese Zutraulichkeit, war ihr Glück. Essen zu dürfen ohne fliehen zu müssen, ohne Futterneid und Konkurrenzangst leben zu können, nur für einen winzigen Augenblick!

Und schon mögen Sie's übertragen: Was eigentlich macht eine solche Freude, auch nur ein Haustier zu halten, wenn nicht eben, in seinen Augen das Zutrauen zu sehen und ihm eine kleine Welt bereitzustellen, in der Angst nicht nötig ist! Die „Vigilanz“ Ihres Hundes kann vollkommen zurücktreten durch das Vertrauen, das er zu Ihnen als Frauchen und Herrchen gefaßt hat. Er braucht nicht mehr aufzupassen, denn er hat gelernt, was er lernen sollte: – Sie mit Ihren Augen und Ihrer Wachsamkeit wachen für ihn.

Und gleich nun Ihr Junge, Ihr Mädchen, das heranwächst. Welch eine Freude für Sie selbst, einem Kind die Freude zu schenken, einschlafen zu dürfen, und Sie sitzen am Bett und bereiten die Stunden der Nacht vor, ohne je den Schatten von Furcht! Das Glück ist das Glück des Zutrauens, der Angstfreiheit.

Und ein drittes Beispiel: Ich steh' am Bahnhof, in Paderborn, und seh' wie ein Zug einläuft. Eine Frau steigt aus am Perron, ein Mann mit einem Dackel zur Seite. Kaum sieht das Tier sein Frauchen aussteigen, als es hochspringt, fast einen Meter hoch. Mit allen Vieren, von der Schnauzspitze bis zum Schwanzende ist es eine einzige katapultierende Freude, das ganze Tier in Erwartung und nun in Erfüllung – sein Frauchen ist wieder da! So warten offensichtlich kann nicht ein Mensch, jedenfalls nicht dieser Mann. Er gab sich ruhig und gelassen, gemessenen Schritts empfing er die Dame, seine Frau.

Jeder von Ihnen, der sich noch erinnert, wie es denn war, als Sie wirklich warteten, voller Liebe im Herzen, und schauten zu den Wolken, ob sie etwas erzählen könnten von der Geliebten, und in den Wind hörten, ob er flüsterte von der Frau, die Sie erwarten mochten, wird mitfühlen, was so ein Tier fühlt. Die Briefe, die sie sandte, waren wie eine Verheißung: Wann würde sie kommen? Antoine de Saint Exupéry hat vollkommen recht, wenn er im Kleinen Prinzen sagt, daß die Liebe imstande ist, die Zeiten zu teilen: „Denn wenn du sagst, du kommst um drei, beginn ich schon um halb zwei Uhr

zu warten.“ Und das ist kurz gemessen. Wie Sehnsucht sich erfüllt und die Phase, die dazwischen liegt, auflädt mit Phantasie und Verheißung und alle Seligkeit wird im Moment der Begegnung – nennen wir dies das Glück der Liebe.

Da hätten wir also bereits drei Bereiche gefüllt, voller Erkenntnisse und Entdeckungen über das Thema Glück und Sinn. Gehen wir sie nur einmal durch.

Das Glück der Sinne kann nie mehr sein und soll nie mehr sein als ein Augenblick, für den wir genußvoll zu danken schuldig und imstande sind.

Der Philosoph Platon machte sich in seinem Dialog Gorgias darüber Gedanken, ob man das Glück der Sinne so maßlos übertreiben könne, wie manche sophistischen Philosophen in seinen Tagen es lehrten, es seien die Sinne die einzigen Glücksspender für unser Leben. Einer von ihnen verkündete gleich, daß die Erfüllung der Bedürfnisse das einzige, ausschließliche und gewisse Glück des Menschen sei. Sokrates, der die Ironie liebte, brachte es auf diesen Begriff: „Meinst Du nun“, so sprach er, „daß ein Mensch immer glücklich sei, wenn es ihn tüchtig juckt, im Falle, daß er sich nur kratzt?“ Und wollte sagen, dieses Schema, das wir Psychologen unter den Begriffen Reiz und Reflex kennen, ist wohl zu kurz gegriffen, um darüber ernsthaft diskutieren zu wollen, was denn Glück sei. Platons Lehrer Sokrates gab kurz vor seinem Tode noch ein kleines Beispiel für das Glück der Sinne. Man löste ihm im Gefängnis von Athen die Fußfesseln und er, endlich die Gliedmaßen wieder regend, bemerkte den Schülern, was für ein Glück doch schon darin liege, ermüdete Füße bewegen zu können, und begann darüber nachzusinnen, daß es eben der Wechsel sei von der einen Gefühlslage oder körperlichen Befindlichkeit zu einer anderen, die wir als Glück erleben.

Bei dieser Betrachtung beginnt man, bescheiden zu werden.

Sie besuchen eine Frau im Krankenhaus, die seit Wochen im Bett liegt. Das Pflegepersonal ist angehalten, keinen Fehler zu begehen. Der Rücken muß abgewaschen werden mit Franzbranntwein, regelmäßig. Ein Gummireifen muß unter das Gesäß, damit sie sich nicht durchliegt. Aber schon hat sie's getan. Allein diese Frau umzubetten, von der linken Seite zur rechten Seite, wird sie erleben als Glück.

Ich sah eine Frau, die wußte, daß sie sterben wird, und sie erklärte: „Öffnen Sie doch bitte einmal noch das Fenster. Ich möchte die Vögel hören. Ich möchte spüren den Atem des Frühlings. Ich kann nicht nach draußen sehen, aber, sind die Schwalben schon wieder gekommen?“

Je enger das Leben wird, desto mehr klammern wir uns an die verbliebenen Reste solcher Erfahrungen sinnlichen Glücks. Zu spüren mit allen Nerven körperlicher Empfindung gegen den Schmerz, daß es uns berührt wie eine Zärtlichkeit des Seins, ist unser Glück.

Der Philosoph Arthur Schopenhauer meinte sogar, noch ein Stück darunter, es sei glücklich zu preisen, wer möglichst wenig heimgesucht werde von Schmerz. Suchten, so argumentierte er wie zum Beweis, nicht alle Lebewesen äußere Reize zu vermindern? Auch nur in Ruhe einzuschlafen, ist das nicht schon im Vergessen der Zeit ein Glück äußerster Dankbarkeit? Jeder der nachts aufschreckt, in Alpträumen, gepeinigt, der schlaflos wacht in den Sorgen des Tags, die ungelöst ihn heimsuchen in den Stunden, da er Ruhe sucht und nicht findet, weiß wovon da die Rede geht. Abschalten zu können, vergessen zu dürfen, zu versinken in einem bewußtlosen Sein, auch das schon ist Glück. Und Schopenhauer nannte es das Allerhöchste, ein Nirvana auf Zeit, ein Geschenk

der Natur: nicht mehr mit den Sinnen zu fühlen, sondern gar nichts mehr zu spüren. Es sei die höchste Konzentration des Glücks, bliebe es nur störungsfrei. Nehmen wir sodann das Glück der Angstfreiheit oder des Zutrauens.

Was wird Ihr Kind tun, wenn Sie in seiner Nähe sind? Es spürt Ihre Gegenwart, aber es schaut Sie nicht an. Es will gar nicht prüfen, ob Sie bei ihm bleiben. Es genießt einfach die Sicherheit Ihres Schutzes. Ein normales, gesundes Kind wird, nicht anders als ein Tier in vergleichbarer Situation, zu spielen beginnen.

Was das bedeutet, davon haben Sie eine einfache Vorstellung, wenn Sie mit Ihrem Hund auf irgend eine Wiese gehen. Stundenlang mußte er in Ihrem Zimmer sich verhocken, immer schauend, wann Sie nun den Hut oder die Tasche nehmen, um nach draußen zu gehen. Aber jetzt, kaum ist er vor der Tür, hält es ihn nicht länger an Ihrer Seite. Er wird einen riesigen Kreis beschreiben, vierzig, achtzig Meter im Radius, je nachdem wie lang er gesessen hat. Allein der Auslauf, die Funktionslust der Glieder, ist der Beginn eines Spiels. Und schon sieht er einen Artgenossen. Er kann so groß oder so klein sein, wie er will – zwei Hunde sind noch viel schöner, als ein Herrchen und ein Hund. Die beiden beginnen zu spielen, und natürlich werden sie Fangen spielen, so wie es uns selbst gewöhnt ist seit Kindertagen. Beobachten Sie aber genau, was die Hunde spielen, erleben Sie etwas Wunderbares. Sie sollten denken, die Abkömmlinge von Wölfen lieben die Jagd, eben deshalb spielen sie Fangen. Aber zum Fangenspielen gehört, daß die Rollen wechseln. Der Schnellere und der Größere setzt sein Vergnügen darein, sich erhaschen zu lassen, zumindest beinahe, auf Griffweite von dem Kleineren. Es ist gewissermaßen seine Seligkeit, die Spielregeln anders zu wählen als im Ernstfall. Und die Entlastung eben von der Not des Daseins macht das Glück des Spielens aus.

Die Verhaltensbiologen haben sich immer wieder gefragt, warum die Natur eine solche Energievergeudung wie das Spielen hinnimmt, warum sie Bewegungen erlaubt von solcher Tollheit, daß die Individuen gefährdet sind in ihrer Gesundheit. Die Erklärung ist, daß dieser Übermut des Glücks beim Spielen ein erstes Lernen erlaubt. In der Sicherheit noch des Muttertiers oder der Mutter üben beispielsweise Jungtiere oder Kinder, einen bestimmten Bereich zu wählen, in dem sie ihr Leben vorbereiten. Das Spielen als eine Lernhandlung öffnet Perspektiven auf die Wirklichkeit. Vieles, was da geübt wird, verdankt sich dem Kollektivgedächtnis der Art, so wie Hunde Fangen spielen, so wie Jungen mit Pfeil und Bogen spielen, so wie Mädchen mit Puppen spielen. So sehen wir beispielsweise, daß junge Seelöwen, Nachkommen, wie die Biologen meinen, von Landraubtieren, bärenähnlichen, auf die Jagd gehen, noch so wie wenn sie auf dem Lande Fangen spielen würden mit ihrer Beute. Da übt sich das Leben, das den Ernstfall meint, außerhalb jedweder Gefährdung.

Nun könnte man denken, das Spiel, eben weil es die Gefährdung vermißt, müsse das Langweilige werden. Noch einmal Arthur Schopenhauer: er meinte, daß wir auf der Suche nach Glück uns ständig hin und her bewegten zwischen Krieg und Langeweile, zwischen Lebensgefahr und Desinteresse. Merkwürdig genug, daß wir das Spiel eben deswegen aufladen mit einer virtuellen Angstlust. Wir setzen Bedingungen, die so geartet sind, daß sie uns eine Gefahrenszene vorgaukeln können. Wir setzen mitten ins Spiel das Schicksal.

Jeder von Ihnen kennt das: welch eine Leidenschaft den Kartenspieler, den Rotamintspieler, den Roulettespieler, einen Dostojewski erfassen kann! Er kommt davon nicht los zu glauben, daß, wenn er jetzt die richtige Folge von Zahlen zieht oder auf den Tisch legt, er das Glück seines Lebens macht; er wird sogar schwören, das ganze Leben deute sich als ein solches Schicksalspiel! Er setzt sein Leben darein. Alte Kulturen kannten es so. Die Azteken zum Beispiel in Meso-Amerika: Ihr

Ballspiel ahmte nicht nur die Bewegungen der Gestirne nach, sondern verurteilte die spielenden Mannschaften zu einem Spiel auf Leben und Tod zu Aufstieg und Untergang.

Weit entfernt von einer solchen Sicht der Dinge sind wir im Gefühl noch nicht ganz, wenn zum Beispiel am 28sten dieses Monats Borussia Dortmund in München antritt gegen Juventus Turin – was steht da auf dem Spiel? Sein oder Nichtsein für jeden Fan der Mannschaft aus dem Ruhrgebiet, für jeden wirklichen Fußball-Liebhaber – dessen Herz schlägt jetzt im Ruhrgebiet, wie jeder weiß. Der Verlust des Siegs für die Mannschaft, mit der er identifiziert ist, jedenfalls ist ein zerknirschendes Unglück für ihn. Jetzt schon können Sie sehen, was passieren wird, würde Dortmund verlieren – was wir nicht glauben wollen – in München, wie der ganze Troß von 20000 ursprünglich Begeisterten aus dem Olympia-Stadion der bayrischen Hauptstadt sich dann zerknirscht gen Heimat zurückbewegen wird.

Da ist ein Spiel gesetzt als das Zünglein einer Waage zwischen Aufstieg und Abstieg, zwischen Glück und Unglück, zwischen Beseligung und Vernichtung. Da wird nicht mehr gelernt, sondern im Spiel selber entscheidet sich alles, so sollen wir glauben. Aus der Angstfreiheit wird die Angstlust und damit eine Offenbarung der Götter des Schicksals selber. Bis zum Äußersten können wir's treiben. Kein Krieg würde geführt, stünden nicht an der Spitze der Armeen Generäle und Politiker, die sogar mit ihrem Volk Schicksal spielen und mit hunderttausenden von Menschenleben. Wäre das Ergebnis eines Kriegszuges sonnenklar, exakt vorhersehbar, würde niemand mehr ins Feld ziehen. Aber solange noch Hoffnung ist, siegen zu können, scheint das Kriegsspiel diesen Aberwitzigen wie eine Pflicht; selbst wenn sie untergehen, wähen sie sich unschuldig. Oder doch erst dann gestehen sie die „Schuld“ des „Fehlers“ ein, ihren Krieg nicht vermieden zu haben. Und die Hekatomben von Opfern sind gebracht in Tapferkeit, Pflichttreue, Ehre, ruhmreich, für's Volk. In jedem Falle im Felde unbesiegt, in jedem Falle heldisch gestorben, die Denkmäler sind ihnen gewiß.

Im Umgang mit „Glück“ können wir fast bis zum Paranoischen, bis zum Psychotischen kollektiv aufs Unglück setzen, so vermessen sind wir im Zugriff auf ein glückliches Schicksal.

Denken wir zum Dritten noch ein Stück nach über das Glück der Wiederbegegnung oder das Glück der Liebe. Dann sehen wir vor uns, daß es kaum etwas gibt, das unser Herz so durchschauern läßt wie die Empfindung, nur wirklich ganz zu sein in der Gegenwart des ergänzenden andern.

Dem Biologen ist es so rätselhaft nicht, warum zum Glücklichwerden und Glücklichsein die Liebe so unabkömmlich ist: Sie hat zu tun mit der Sinnzuweisung im Leben.

Jedes Tierchen wird darum bemüht sein, einen Partner zu finden, mit dem es sich in seinen Genen austauschen kann, wie wenn es unsterblich würde in der Keimbahn seiner eigenen Art. Mitzuspielen in der Weitergabe des Lebens gibt ihm den Punkt an, den es ausfüllen muß, um wirklich zu sein. Die Liebe als eine Form der Sinnvermittlung – das gilt über alle Biologie hinaus in dem Gefühl, für jemanden dasein zu können.

Auch das kennen Sie im kleinen Rahmen, das Glück, das entsteht, wenn Sie erleben, gebraucht zu sein.

Dieser Tage sah ich, wie ein arabischer Vater seinen Jungen bei der Hand nahm und ihn ins Freie führte, wo ein Schachspiel aufgestellt war. Der kleine Junge hatte von den Regeln des Schachspiels

nicht die geringste Ahnung. Der Vater wollte eigentlich Schach spielen mit sich selbst, aber er wollte seinem Jungen eine Freude machen, und so erklärte er ihm jeweils, welche der großen Figuren er heben mußte und wohin er sie stellen sollte. Und man sah deutlich: der Junge war glücklich, mitzuspielen bei einem Spiel, dessen Sinn er gar nicht verstand. Gebraucht zu werden in einem größeren Zusammenhang, das war sein Glück. Es zeigte ihm, dass er gemocht wurde, daß er geliebt wurde. Wir müßten umgekehrt sagen: Die Liebe schenkt uns ein Gefühl, daß wir einen bestimmten Platz ausfüllen, auf den es ankommt. Möchte es auch sein, daß jeder beliebige andere den gleichen Platz ausfüllen könnte, – eben indem wir es tun, werden wir unvertauschbar, bekommen wir eine bestimmte Wichtigkeit. Und sie zu spüren, schenkt uns ein Vertrauen, daß mit unserem Dasein etwas Wesentliches gemeint sei. Nur die Liebe vermag das. Ein Kind, einen Menschen, einen Erwachsenen so bei der Hand zu nehmen, daß es ihm den Platz zeigt, wo es auf ihn ankommt, wenn er dort ankommt, das ist das eigentliche Glück der Liebe: daß wir einander versichern, es müßte dich geben, wenn's dich nicht gäbe; man müßte dich erfinden, wärest du nicht längst schon wirklich; ich brauche dich einfach, weil ich dich liebe, und alles schenkst du mir an eigenem Wert, an eigener Bedeutung; es sind deine Augen so auf mich gerichtet – da schau ich mich mit ihrer Güte selber an, so daß all die Gründe der zerstörerischen Selbstkritik dabei sich wie von selbst aufheben.

Da hätten wir drei Arten des Glücks bereits beschrieben, und wir verstehen, daß sie allesamt zusammenhängen. Gleichwohl wird jeder von Ihnen sagen: „Zu schön ist da die Welt beschrieben! Wir kennen so viele, die unglücklich sind. Womit sonst hätte Psychologie zu tun, wenn nicht im praktischen Fall mit der Behebung des Unglücks!“

Also richten wir einmal den Scheinwerfer unserer Aufmerksamkeit auf das Gegenteil; fragen wir uns, wie man allein schon diese drei Stufen des Glücks stören und zerstören kann und was sich tun ließe gegen solche Irritation.

Gegen das Glück der Sinne richtet sich am einfachsten der Terror und die Folter.

Vielleicht gibt es nichts Schlimmeres als einen Menschen dahin zu bringen, daß er fürchtet, daß seine Seele in einem Körper steckt wie ein gefangenes Tier, in einer Falle, aus der es ein Entrinnen nicht mehr gibt. Man sagt immer wieder, daß die Therapie von Folteropfern dadurch am allerschlimmsten sei, daß die Patienten sich aus ihrem Körper, aus ihren Sinnen hätten zurückziehen müssen, waren doch sie der Grund ihrer Sklaverei und Auslieferung. Nur durch den Schmerz, der über die Sinne zugefügt wird, ist jemand erreichbar für den fremden Willen, der aufgenötigt werden soll, für die völlige Unterwerfung, für die Preisgabe eines verlangten Geheimnisses. Folteropfer wird man in den Käfig des Leibes nur zurücklocken können durch eine neue Art von Zärtlichkeit, langsam und geduldig. Allein zu erleben, daß warmes Wasser ein gutes Gefühl hinterläßt – anders als der kalte Strahl des Wassers, das man über kurdische Häftlinge ergoß – daß man zeigt, was es bedeutet, wenn man die Füße streichelt, die Fingerkuppen, über die Haare, nur um das Gegenteil anzudeuten, das es bedeutet, wenn man spitze Stifte unter die Fingernägel treibt oder zwischen die Fußzehen – wie entfernt man eine Angst, die bis ins Innere jeder Selbstwahrnehmung des Körpers vorgedrungen ist, außer man liebt sie hinweg, streichelt sie fort, entfernt sie durch eine neue Versicherung: Das was dort geschah, wird nie mehr sein!

Es gibt so viele Arten, Menschen zu foltern. Es genügt, daß die Liebe pervertiert.

Wir diskutieren heute – notvollerweise – in ungeahnt hohen Zahlen den Mißbrauch heranwach-

sender Mädchen durch erwachsene Männer – ihre Väter, Erzieher oft. Was geschieht, wenn ein Mädchen, nur weil es schön ist, zwölf Jahre alt, völlig unschuldig, die Aufmerksamkeit eines Pfarrers am Ort erregt? Es muß bei ihm beichten, es besucht bei ihm die heilige Messe, seine Mutter selber ist froh, wenn es bei ihm im Kirschgarten sitzt. Aber was an einem Nachmittag passiert, wird es niemandem sagen dürfen, im ganzen Dorf nicht, auch zuhause nicht. Niemand wird's ihm glauben. Es ist so allein im Himmel und auf Erden wie kein Mensch sonst. Es muß alle Schuld auf sich nehmen, weil es gesündigt hat. Es hat den anderen verführt. Wie könnte jemand, der den heiligen Dienst am Altare verrichtet, schuldig sein! Es muß gegen sich selber denken, gegen sich selber fühlen, es muß sich in acht nehmen. Sein Körper, sein Frausein, das gerade heranwächst, ist eine Gefahr, eine Versuchung für die Augen eines jeden anderen.

Wie zieht man erneut die Seele so aus dem Körper, daß alle noch glauben, da lebte jemand, aber in Wirklichkeit wird er unberührbar, und wenn berührt, dann unfühlend? Mag sein, zehn Jahre später wird man seine Pflicht tun in der Ehe, man wird Glück dem anderen vorspielen, sogar sinnliches; aber man darf es nicht fühlen, nicht an sich heranlassen, diese Schlange des Paradieses, die alles vergiftet.

Wie ist es möglich, Menschen zu heilen von der Angst vor sich selbst, von der Angst vor ihren Sinnen?

Das Problem ist in der Psychoanalyse bis heute alles andere als gelöst. Sie entsinnen sich vielleicht des Kongresses 1931 in Wiesbaden, als Sandor Ferenczi als krank ausgeschlossen wurde. Das war er damals wirklich, er war sterbenskrank. Aber man meinte, daß es geistig um ihn nicht richtig bestellt sei, und man gab ihm bis heute eigentlich keine Chance, die Anklage zu widerlegen. Sandor Ferenczi nämlich meinte, daß Zärtlichkeit ein Teil der Therapie sein könne, sein müsse. Tillman Moser bei Freiburg versucht heute auf seine Weise, die Diskussion zu beleben, mit ähnlichen Schwierigkeiten. Wann ist Zärtlichkeit keine Verführung? Wann stimmt's, wie Menschen einander begegnen? Wie klärt sich's in Worten? Wie hilflos sind wir beim Wunsch, einem andern zu helfen, wenn wir möchten, daß er gegen das Unglück der Sinne ein neues Zutrauen gewinnt, und er läßt sich langsam locken in den Bereich eines fast animalischen Daseins, der Übereinstimmung mit sich selber und der Zufriedenheit von Seele und Körper?

Nehmen wir als zweites Beispiel: das Unglück der Angst, des Mißtrauens, der ständigen Feindgewärtigung.

Ich entsinne mich eines Films über die Katzen auf den griechischen Kykladen. Man sah sie spielen in der Sonne, Stunden warten im Hafen auf das Einlaufen der Boote, die, wenn die Fischer die Fangnetze leerten, reiche Beute den Tieren versprochen. Man sah aber schon im beginnenden Herbst, welche der Kätzchen den Winter vermutlich nicht überleben werden. Sie sind in der Konkurrenz mit den Stärkeren nicht schnell genug, nicht kräftig genug, sich die nötige Beute zu erhaschen. Sie bleiben in der Auseinandersetzung des Jagens nach dem größten Happen die Verlierer. Und es ist, wie wenn sie die Sonne nur noch wahrnehmen unter einem immer länger werdenden Schatten hinter der Mauer. Es genügt, weniger an Körpergewicht in die Tage der Kälte mitzunehmen und es ist auf den Tod.

Übertragen wir's auf das Leben von uns Menschen. Wir könnten die Angst vor den Sinnen im eigenen Körper als eine Dauerhaltung in der Neurosenlehre der Psychoanalyse mit dem Wort Schizoidie bezeichnen: Menschen, die sich selbst fremd sind, die in einer feingetönten Welt leben,

denen es gefährlich vorkommt, überhaupt so ausgesetzt zu sein, daß sie erreichbar sind durch fremde Kontakte. Diese Angst jetzt aber, ständig im Hintertreffen zu sein gegenüber den anderen, könnten wir am einfachsten definieren als Depression. Dieses Gefühl geht in dem menschlichen Erleben so weit, daß subjektiv gar kein Recht mehr besteht, glücklich zu sein, sich etwas herauszunehmen, zuzulangen. Allenfalls, geht es so zu wie eine Frau dieser Tage mir sagte: „Wenn ich traurig bin, wenn ich verzweifelt bin, wenn ich wie krank bin, dann vielleicht stimmt meine Mutter zu, daß ich einmal einen Ausflug machen kann, daß ich in die Stadt gehen darf. Solange es mir gut geht, hab ich kein Recht dazu.“ Da ist das Unglück am Ende ein Flehen, ein Betteln – so wie Sie es bei jenem Kätzchen kennen, das miauend vor Ihrer Tür steht, frierend, naß und hungrig, und Sie müßten ein Unmensch sein, wollten Sie ein solches Tierchen nicht hereinlassen. Das Unglück in dieser Form hat eine letzte depressive Appellfunktion wenigstens an das Mitleid innerhalb der eigenen Art oder sogar artübergreifend unter den Säugetieren.

Wie ist es möglich, daß man therapeutisch einen Menschen dahin verlockt, sich das Recht auf sein eigenes Glück wieder zuzusprechen, und ihn lehrt, daß auch er es darf und vermag, das was er braucht, mehr noch, das was er wünscht, in seinem Leben sich zuzueignen? Das Ende jeder Depression läge darin, daß ein Mensch die Angst verliert, mit seinen natürlichen Bedürfnissen einfach sich vorzuzeigen. Er müßte nicht immer wieder die Kritik, die Schuldzuweisung, den Konkurrenzkampf mit den größeren, mächtigeren, besseren Anderen fürchten. Auch er darf leben. Wir Menschen haben kaum einen Anspruch auf Gerechtigkeit, sowenig wie die Kätzchen auf den Kykladen. Aber wir selber können nachdenken über unser Unglück und müssen's nicht für gottgegeben halten. Wir können noch dabei lernen über das, was man uns in Kindertagen beibrachte. Wir können ein bißchen das Schicksal ändern – *corriger la fortune*. Wir können spielen und manchmal Glück haben um glücklich zu werden...

Am schwierigsten mag es therapeutisch sein, das Unglück der Liebenden abzuarbeiten. Wann wäre in der Psychoanalyse ein Therapeut hilfloser als in den unendlich sich dehnenden Stunden, wo eine Frau, ein Mann, immer wieder erklärt und beschwört, daß sie einen Mann, daß er eine Frau liebt, sie oder er aber ist verheiratet. Es überkreuzt sich, es ist eine Liebe, die gar nicht sein darf. Da wo das Glück wartete, ist durch Schuld alles vergiftet, muß alles gefühlt werden gegen sich selbst. Psychoanalytisch werden Sie die Hypnose der Liebe – diese offensichtliche Unvernunft der Liebe, wie Sigmund Freud sie schon nannte: ein bißchen Wahn, den man der Liebe wohl zugesteht – erörtern indem Sie zurückgehen in die Kindheit: Woher denn stammt diese Faszination? Welche Modelle der Übertragung und des Wiederholungszwangs sind hier am Werke? Wie kann man eine Frau, die im Grunde unerreichbar ist, derart hoch stellen, daß sie – wie käme ein Engel vom Himmel – alles Glück auf Erden bedeuten soll? Warum kann ein solcher Mann nicht nun doch endlich Vernunft annehmen? Oder eine so unsinnig liebende Frau! Einen anderen Mann für einen Gott zu halten und sich selber zu Alkmene zu machen, die darauf wartet, daß, statt der Mann aus dem Kriege zurückkehrt, Zeus selbst vom Olymp herniedersteigt und ihr Amphitryon sich austauscht gegen den höchsten der olympischen Götter – was für ein Wahn!

Man kann es, so denken die Psychoanalytiker, ausgleichen durch Aufklärung, indem man zeigt, wie viel Selbstunterschätzung in der Hysterie liegt.

Da ist eine Frau, die sich immer noch vorkommt wie ein Mädchen und wartet auf ihren Vater, voller Sehnsucht und Verlangen, aber auch voller Angst; denn wäre der Geliebte wirklich wie der Vater, würde er alles zersprengen durch seine Übermacht. Oder umgekehrt aus der Sicht eines Mannes – wäre die andere wirklich wie die Mutter, es wäre ganz beseligend, noch einmal wie ein

Kind sich geliebt zu fühlen, aber es wäre zugleich auch erdrückend und erstickend. Eine solche Regression saugte hinweg, sie entließe niemals ins Leben. Das alles hat Sigmund Freud bereits schon mit ziemlicher Hilflosigkeit um 1905 beschrieben. Eine Übertragungsliebe kann erörtert werden nach vorwärts und rückwärts, nach oben und unten, und am Ende stehen wir immer noch bei dem Problem, daß Gefühle mächtiger sind als alle Einsichten. Er selber, Sigmund Freud, erklärte schließlich, daß es Stunden gebe in der Therapie, da nur noch das Dichterwort helfe – man müsse dererlei Fälle lösen mit „Suppenlogik und mit Knödelargumenten“, soll heißen: die Psychotherapie nun ist beendet. Zumal wenn der Therapeut in all den Wirrwar noch persönlich hineingezogen werden soll – dann obliegt er mitunter der Pflicht, sich selber zu retten, und Freud wußte, wovon er da sprach.

Doch Scherz beiseite: Wie begegnet man einem Unglück, das eben die Stelle des höchsten Glücks umklammert und besetzt hält mit der Energie einer oder eines Ertrinkenden, und wie sucht man nach einem Halt, den es nicht geben kann an der Stelle, wo er gesucht wird? Wie ersetzt man in diesem Gefüge den notwendigen Anker einer Hoffnung, der sonst hineinfällt wie ins Nichts?

Therapeutisch wird vielleicht Carl Gustav Jung recht haben, wenn er meinte, daß wir in der Liebe bei einem anderen Menschen, grad wenn wir in ihm Vater und Mutter in freudianischem Sinne wieder gegenwärtig wännen, nach etwas Absolutem verlangen. Gar nicht so sehr nach Vater und Mutter, wie sie wirklich waren, oder wie sie jetzt in dem anderen Partner erscheinen, sondern wie wir sie als ein Urbild in unserem Herzen tragen, sehnten wir uns. Wir wollten wirklich ein Stück vom Himmel auf die Erde holen. Erst wenn wir dies begreifen würden, daß wir noch einmal reifen müßten sogar über unsere Sehnsucht hinaus, und machten uns fest in einem Absoluten, das hier im Diesseits doch nur erscheinen, aber sich nie ganz erfüllen kann – mit einem Wort, wenn wir auf eine quasi religiöse Weise weise würden, hätte die Psychotherapie in solchen Fällen eine Chance. Es bedürfte einer Erkenntnis, die sich psychologisch oder analytisch gar nicht vermitteln läßt. Wir verstehen plötzlich, daß glücklich zu werden fast die Gnade einer philosophischen oder religiösen Erkenntnis darstellt.

Bei all dem werden Sie sich gefragt haben: „Aber wo bleibt denn, wenn wir reden von Schizoidie, Depression, Hysterie, die schlimmste aller Formen der Neurose – die fast unbehandelbare Zwangsneurose?“

Ich habe sie mir aufgespart, weil sie als Behandlungswiderstand gegen das Glück allemal Ihr energischster Gegner sein wird. Sie tritt auf im Gewande oder im Harnisch der Ideologie, und ihre Erklärung lautet, daß alles, was wir bisher gesprochen haben, null und nichtig ist, im besonderen und im ganzen.

Nehmen Sie nur die Worte, die wir verwandt haben.

War da und sollte ernstlich die Rede gegangen sein vom Glück der Sinne? Bei Imanuel Kant noch – vor zweihundert Jahren – konnte gesprochen werden in der Kritik der reinen Vernunft von der „Sinnlichkeit“. Damals im Deutschen Idealismus meinte man, daß unsere Sinne im Ganzen, im Abstraktum, als Sinnlichkeit definiert, uns vermittelten mit der Welt ringsum, daß es Schematismen der Ordnung der Mannigfaltigkeit der Sinneswahrnehmungen gebe, eben Strukturen der Sinnlichkeit. Das alles hört sich sehr gelehrt an, es war die Philosophensprache der Goethe-Zeit. Aber wenn Sie in unseren Tagen reden wollten von Sinnlichkeit, hätte es zweifellos einen Beigeschmack des Abgeschmackten. Sinnlichkeit, das ist das Trübe, das Undurchsichtige, das vom Geist nicht

wirklich Durchdrungene. Eben das Problem, das Imanuel Kant lösen wollte als Erkenntnisphilosoph, wurde ihm zur Lösung verweigert mit moralischen Mitteln. Man hat uns beigebracht, daß man die Sinnlichkeit fürchten muß.

Und sollten wir wirklich eben noch gesprochen haben von „Bedürfnissen“, die sich erfüllen, und das wäre das Glück? Wie spricht man im Deutschen, ich weiß nicht wie in der Schweiz, von einem Bedürfnis? Gibt's nicht Anstalten, in denen man's erledigt? Da hat man nun wirklich zwangsneurotisch nichts weiter vom „Bedürfnis“ verstanden als die anale Definition desselben. „Bedürfnisse“ so verstanden gehören erledigt im Verschwiegenen und Verborgenen, ansonsten aber beherrscht.

Dann war da die Rede von „Lust“, auch das haben wir gesagt. Im Deutschen gibt es ein altes Wort, das heißt Wohllust und meint eben diese animalische Behaglichkeit. Daraus geworden aber ist, fernab der Etymologie, das Wort Wollust, und das erinnert, obwohl der Herkunft nach fälschlich, an das Wollen von Lust. Und dagegen richtet sich alle Moral. Wollust, das ist angesiedelt in der Sexualität. Wer eine solche Lust außerhalb der Ehe wollen möchte, der unterliegt – nach katholischer Auffassung, und zwar im Status päpstlicher Unfehlbarkeit – einer Todsünde, die er vielleicht noch beichten mag vor dem Tode, aber für die ihn ansonsten der Teufel holt und zerrt ihn in die Hölle. So muß glauben – noch heute –, wer rechten Glaubens ist.

Andeuten kann ich nur, daß eine solche Lehre, ausgegossen über Heranwachsende, ganz wie von selber wirken muß wie eine seelische Folter: Der Körper als Stätte der Sünde! Ständig muß man sich fragen: Wann hat man gewollt, was als Lust erlebt wurde? Daran hängt's, denn die Freiwilligkeit macht das Sündhafte. Also prüfe sich der Mensch, ob er die Lust, die er spürte, willentlich herbeigeführt hat oder nicht, und sei's für Sekunden. Das entscheidet über Himmel und Hölle, in alle Ewigkeit.

Wenn dieser Tage in einer ägyptischen Ausstellung in Ihrem Archäologischen Museum in Basel die Rede geht von „Augenblicken der Ewigkeit“, möchte jeder denken, beschrieben werde da die Seligkeit der Erfahrung von Glück und Lust, in welcher ein Moment sich derart eingräbt im Gedächtnis, daß er unvergeßlich wird. Aber hier nun ist es umgekehrt: die Ewigkeit einer Strafe steht in Aussicht für einen Moment!

Die Zwangsneurose ist der Sperriegel gegen jede Legitimation des Glücks.

Nehmen wir, um die entsprechenden Abwehrhaltungen und Ideologiebildungen, wie sie kollektiv immer noch für neunhundert Millionen Menschen auf dieser Erde in der katholischen Kirche vertreten werden, zu überwinden, das Wort „Bedürfnis“ noch einmal uns vor. Die deutsche Sprache besitzt da im Begriff schon ein feines Korrektiv. Sie sagt mit „Bedürfnis“ eigentlich: Es gibt etwas, das du darfst, nur als „Bedürfnis“ ist es von einer solchen Dringlichkeit, daß sich die Frage, ob du's darfst oder nicht, schon von allein erledigt. Da ist dürfen und müssen ein und dasselbe. Eben dies ist das „Bedürfnis“. Du mußt nicht länger diskutieren, ob es sein soll oder nicht. Es ist und hat zu sein. Das Bedürfnis ist im Deutschen grade die Einheit, wo etwas gewünscht und gewollt wird aus innerer Notwendigkeit und deswegen in sich selbst legitim ist.

Im Kampf gegen die zwangsneurotische Glücksverweigerung und Sinnzerstörung gibt es kein anderes Medikament, als die Übungsstunden des Dürfens.

Dann aber vertieft sich die Problematik. Was wir im Umkreis der analen Verweigerung des Glücks

negativ lernen, ist philosophisch so unrichtig nicht: es ist die Frage nach der Selbständigkeit oder Abhängigkeit in der Definition des Glücks. Deutlich ist, daß alles, was wir bisher sagten, die Abhängigkeit des Menschen definierte. Glück, nach allem, was wir bisher überlegt haben, besteht augenscheinlich darin, daß man Glück haben muß, um glücklich zu werden: Das Spätzchen findet ein Stückchen Brot, das Kätzchen ein Stück Fischrest, – das ist sein Glück. Jemand der nach Liebe sucht, findet eine Person, die seinem Verlangen entspricht, – das ist sein Glück. Aber ohne einen solchen glücklichen Moment des Findens und Sich-Findens, gibt es scheinbar kein Glück. In jeder Form herrscht da Abhängigkeit. Beschützt zu sein an der Seite eines anderen Menschen ist sehr schön, aber diesen anderen Menschen muß es erst einmal geben. Und gibt es ihn wirklich? Ist immer das auch vorhanden, was es geben müßte? Ist der wünschbare Irrealis so ohne weiteres schon die Auskunft für, wie die Realität sich aufführt?

Alle Argumente des Zwangsneurotischen laufen darauf hinaus, die Wünschbarkeit des Glücks zu ersetzen durch Planbarkeit, durch den Zwang einer höheren Legitimation und Determination des „Du sollst“ und „Du mußt“. Ab sofort geht es nicht länger darum, daß wir uns den Zufälligkeiten des Lebens ausliefern; es geht darum, daß wir das Glück uns selber schaffen; nicht das Glück, das uns wird von außen, das wir einfach haben, sondern das wir uns erwerben, das uns zur Habe wird, weist uns als berechtigtermaßen Glückliche aus. Daran ist etwas Wahres, aber was?

Beginnen wir bei diesem Gedankengang nochmal an der Außenseite. Kann es nicht tatsächlich sein, daß die anale Thematik des Glücks darin recht hatte, glücklich zu sein bedeutete auch, etwas zu besitzen, etwas zu haben?

Sie alle entsinnen sich noch an die Zeit vor Weihnachten, in der Sie sich darauf freuten, etwas zu bekommen. Sie hatten einen Wunschzettel geschrieben, und es machte Ihr ganzes Glück aus – der rote Ball, den Sie sich wünschten, er wurde Ihnen wirklich geschenkt! Eben daß im Geschenk ein Glück sich bereitet, indem ein Wunsch sich erfüllt, schafft einen beseligenden Moment.

Eine Frau sagte dieser Tage zu mir: „Ich kann an der Seite meines Mannes immer nur halb mich wirklich wohl fühlen. Ich muß ihn um alles bitten. Und eben indem ich ihm sage, was er tun soll, kann ich’s auch selber machen.“ Sie wollte sagen: „Es gibt eigentlich so etwas wie ein freies Schenken bei meinem Mann gar nicht. Ich winke ihm mit dem Zaunpfahl, aber er läßt sich nichts merken. Immer erst wenn er begreift, daß er etwas tun muß, dann tut er es wirklich. Aber dann hört die Freiheit auf, dann macht es keinen Spaß mehr, dann kommt es nicht aus seinem Inneren, sondern nur gedrängt.“ Und dann hat diese Frau schon wieder Angst, daß das, was er tut, mit einer inneren Reibung, einem Widerspruch sich verbindet, der irgendwann auf Rache sinnt. Dies jetzt hat er getan, aber wie belohnt sich’s von der Gegenseite? Immer wird da abgewogen, was man getan hat, gegen das, was man bekommt.

Die zwangsneurotische Vorstellung von dem Haben als Stätte des Glücks ist jedoch noch viel intensiver.

Erich Fromm hat vor vielen Jahren schon gemeint, unsere ganze Kultur leide unter der Diktatur der Definition des Glücks durch den Besitz. Er meinte, daß wir nekrophil, fetischistisch seien. Wir hefteten unser eigenes Verlangen nach Glück an besitzbare Gegenstände. Da saßen wir nun drauf, wie ein Kind auf dem Thron, und kämen uns fast vor wie wahnhaft allmächtig. Wenn wir nur dies und das hätten, dann würden wir etwas. Wir begreifen den Unterschied.

Wenn Sie als Kind oder wenn Sie heute als Erwachsener von dem Partner Ihrer Liebe etwas geschenkt bekommen, zeigt es sich, daß Sie von ihm angenommen sind. Es wird Ihnen im Geschenk nochmal bedeutet, daß Sie in seiner Nähe etwas sind, daß er Sie als notwendig empfindet. Sie werden einbezogen in die Sinnstruktur seiner Welt, Sie bekommen Platz in seinem Leben und also für Ihr Leben. Der andere will ja mit seinem Geschenk gar nicht von oben herab Ihnen etwas in die Hand drücken wie einem Bettler, sondern er möchte eigentlich sagen: „Mit diesem Geschenk bedanke ich mich dafür, daß es dich gibt, als ein großes Geschenk, als das größte Geschenk in meinem Leben, und ich möchte lediglich, daß du teil hast an dem Glück, das du mir bereitest dadurch, daß du da bist. So möchte auch ich für dich da sein, weil du für mich da bist“. Da ist Glück eine solche Erweiterung von innen, und es ist ganz und gar frei.

Von der anderen Seite her kennen Sie diese Art der Weitergabe des Glücks beim Schenken auch von sich selbst her, im Überlaufen des Herzens, etwa wenn Sie noch einmal des Morgens die Vöglein im Sonnenaufgang singen hören. Wie in dem Beispiel vorhin ist es, wie wenn ein jedes der Tiere das andere einladen möchte, Zeuge desselben Schauspiels zu sein. Nehmen wir an, Sie streuen auf Ihrem Balkon im Winter ein wenig Nahrung aus, – die ersten Meisen, die kommen, werden ganz laut in ihrer Freude, etwas gefunden zu haben, die anderen Tiere herbeilocken. Sie können eigentlich gar nicht wünschen, daß so viele hinzukommen und fressen's ihnen weg am Ende; aber das Glück ist so, daß es nicht still sein kann, sondern augenblicklich sich mitteilt. Dies war eine sehr schöne Lehre im Mittelalter, das Gute zu definieren als das, was sich selber mitteilt, und der Besitz des Guten sollte das Glück selber sein.

Bis dahin wäre alles zum Besten bestellt, würde nun nicht wieder die Zwangsneurose hergehen und uns beibringen, daß, etwas durch Glück geschenkt zu bekommen, ein letztes Glück nicht sei. Das, was wir haben, müßten wir verdienen durch Leistung. Es komme darauf an, daß wir, allen Zufälligkeiten enthoben, selber machten, was wir besäßen, um verdienstermaßen glücklich zu werden. Sie kennen das Sprichwort „Jeder ist seines Glückes Schmied“. Und so steht es jetzt: Man bringt schon den Kindern bei, daß sie durch Leistung dafür zu sorgen haben, den Platz im Leben einzunehmen, der ihnen gebührt auf der Leiter der Karriere, im Konkurrenzkampf des Erfolges, durch gute Noten, richtige Studien-Abschlüsse, ein entsprechendes Einkommen. Wenn man erst mal ist, was man hat, kann man durch eigenes Tun dazu beitragen, Besitz zu vermehren. Gewerbefleiß, Sparsamkeit – dies alles sind die Tugenden, auf die wir neuerdings wieder setzen – in der Bundesrepublik schon gar, bei zweitausend Milliarden Staatsschulden, wie sollte man da nicht denken ans Sparen! Wenn's der Staat schon nicht tut, dann mindestens die Bürger, sollte man glauben. Aber die wieder müssen auch tüchtig konsumieren, um den Standort Deutschland für die Produzenten zu retten. Es dreht sich und dreht sich; wer konsumiert, kann nicht sparen, aber wir können nur sparen wenn wir noch mehr produzieren und konsumieren. So kann es schon wirtschaftlich nicht richtig sein.

Und philosophisch oder psychologisch?

Fragen wir genauer, was da passiert, wenn man uns sagt: „Du wirst glücklich, indem du erfolgreich wirst. Und das kannst du, indem du tüchtig bist. Deshalb mußt du das Richtige machen, um dich durchzusetzen.“ Da wird die Prämie des Glücks verliehen – ein wenig fast in der Art des Aristoteles –, indem wir durch Handeln uns etwas erwerben, dessen Besitz am Ende die Prämie des Glücks auf sich ziehen soll. Sagen wir es einfacher: Ist es wirklich wahr, daß, wenn wir in bester Absicht etwas tun, unmittelbar auf dem sicheren Weg des Glücks auch marschieren?

Sie alle kennen von Psychologie genug, um zu wissen, daß so, wie wir handeln, daß die Art, in der wir etwas machen, auf's engste zu tun hat mit der Weise, in der wir selbst leben. Wir handeln so, wie wir sind. Das was wir tun, drückt aus, was wir an inneren Einstellungen, an Strukturen unserer Persönlichkeit in uns tragen. Das „Machen“ selber macht das Glück keinesfalls. Allenfalls wenn es zurückkommt auf uns selbst und zeigt uns im Einklang mit uns, ist richtiges Tun ein Weg zum Glück; doch ist sein „Erfolg“ nicht äußerlich sichtbar.

Ich schildere, damit Sie diesen Punkt recht verstehen, einmal das sehr dramatische Beispiel einer Frau, die seit mindestens einem halben Jahr vollkommen zerbrochen ist. Sie hat diesen Leitspruch zum Elixier ihres Lebens gemacht: Das, was ich mache, bin ich, grad so, wie es zwangsneurotisch ihr gelehrt wurde. Sie konnte in ihrer Biografie überhaupt nichts dazu. Als sie noch ein Mädchen war, marschierte gerade die Rote Armee im Osten ein. Man mußte fliehen aus dem Teil des damaligen Deutschlands, der heute zu Polen gehört. Ihre eigene Muttersprache war „Wasserpolsch“, aber sie lernte sehr rasch Deutsch, vollkommen akzentfrei. Jedoch an den Orten der Flucht, in der Schule, war sie immer noch die Polakin. Ihre Mutter selber arbeitete auf einem Bauernhof. Dieses Mädchen war sehr klug, und der Lehrer fand, es müsse ihm die Chance gegeben werden, eine Schule zu besuchen. Tatsächlich geschah das auch. Diese Frau wurde als Mädchen freigestellt vom Schulgeld, so tüchtig war sie. Doch wenn sie nach Hause kam, wartete die Mutter: „Richtige Arbeit, das ist auf dem Feld, und herumsitzen vor den Büchern, das kann jeder, das ist keine Arbeit.“ Immer mußte sie sich legitimieren. Wenn sie mindestens in der Schule gute, sehr gute Noten brachte, dann vielleicht konnte die Mutter denken, es sei mit ihr doch nicht umsonst, nur mitarbeiten musste sie doch, und immer war sie eine Fremde. Selbst ihre Tüchtigkeit wirkte befremdlich. Wenn sie, die Polakin, jetzt noch gute Noten brachte, war sie doppelt verhaßt bei den andern. Sie können sich denken, welchen Beruf diese Frau wählte – Lehrerin natürlich. Es war ja die Anerkennung ihres Lehrers die einzige Freude, der einzige Ort gewesen, an dem sie hatte leben dürfen durch das, was sie tat, durch das, was sie machte. Ein erschütterndes Schicksal.

Ich gebe ihnen dieses Beispiel auch deshalb, damit wir jenseits der psychoanalytischen Nomenklatur begreifen, was hinter einem solchen Wort wie Zwangsneurose und Depression für Schicksale stehen. Nicht Etiketten aufs Leben, sondern menschliche Tragödien haben wir da vor uns.

Um die Geschichte zu Ende zu bringen: Diese Frau nun, könnte man denken, hatte es geschafft. Sie heiratete, sie war eine gute Lehrerin – nur trug sie stets dieselbe Angst mit sich, die sie als Schulkind schon umtrieb: Was sagen die Kollegen? Mit den Kindern umzugehen, den Kindern zu gönnen, sie hätten es einmal besser als sie selber, das war für sie eine Art, glücklich zu sein. Aber die Kollegen sagten: „Sie halten nicht genügend Disziplin. Sie sind eine schlechte Lehrerin, sie setzen sich nicht genügend durch.“ Sie bekam Angst. Nicht vor den Schulstunden, sondern vor den Pausen zwischen den Schulstunden. Und irgendwann stand sie an der Tafel und konnte nicht einmal mehr schreiben. Sie bekam einen Schreibkrampf. Es spitzte sich so zu, daß man ihr sagte: „Es hat keinen Zweck, Sie müssen aus der Schule gehn.“ Das war vor einem halben Jahr. Seitdem haben Sie eine Person vor sich, die Sie kaum wiedererkennen. Nur noch schlafen! Morgens im Bett liegen und sich hassen dafür, nicht hochzukommen! „Ich muß etwas tun, ich muß etwas tun. Ich muß den Haushalt machen, den Garten machen. Aber ich kann noch nicht aufstehn, ich hab solch eine Angst.“ Der Psychiater sagt: „Sie müssen diese Medikamente nehmen – regelmäßig nehmen –, Sie müssen auch ein bißchen arbeiten.“ Aber was diese Frau erlebt hat, ist der Zusammenbruch der ganzen Definition, Glück sei das, was man macht.

Alles was Sie eben hörten, können wir jetzt zusammenziehen und ins Feld führen gegen diese Art

von seelischer Erstickung, um zu sehen, wie weit wir damit kommen. Hilft es, wenn man dieser Frau sagt: „Morgens unter der Dusche, morgens der Sonnenaufgang, morgens die Tasse Kaffee, das sinnliche Glück – noch sind Sie gesund, noch, wenn Sie im Bett liegen, haben Sie keine Rückenschmerzen, noch können Sie die Glieder bewegen (einstmals hatte sie so gern getanzt)“? Hilft es, wenn man ihr sagt: „Ihr Mann paßt doch auf, kein Mensch tut Ihnen etwas, fast hätten Sie ihre Rente durch, Sie wären geschützt und behütet, Sie müßten über das Kommende in ihrem Leben gar keine Sorgen sich machen, die Zukunft ist doch fast stabilisiert“ – das Glück der Sicherheit? Es hilft gar nichts gegenüber der Selbstentwertung. Nutzt es jetzt zu sagen: „Sie sind eine liebenswürdige Frau, Sie hätten so viele Möglichkeiten. Ein Menschenkind wie Sie hat gekämpft und gekämpft und darf es lernen, dass es einmal ausruhen kann und muß nicht Schuldgefühle dabei haben.“ Und geistert nicht wieder Ihre Mutter durch die Küche und sagt: „Du mußt aber auf den Hof. Weg von den Büchern!“? Diese Frau sitzt heute da und sagt: „Ich kann nicht zwei Seiten lesen. Immer, immer, immer dreht es und dreht es und will etwas anderes, und ich tu gar nichts. Ich möchte alles, und ich kann nichts.“ Dazwischen wird sie zerrissen.

Ich schildere den Fall so ausführlich, auch weil ich eine einfache Auskunft, wie es nun sich bessern ließe, überhaupt nicht zu geben vermag. Wir lernen an diesem Beispiel allerdings, daß gegen eine solche Art von innerer Zerstörung nur ein einziges Heilkraut gewachsen ist – diese Frau bei der Hand zu nehmen und sie in ganz, ganz kleinen Schritten zu begleiten und dahin zu führen, daß sie einmal etwas tun dürfte, ohne verfolgt zu werden, ohne Vorwürfe ernten zu müssen, ohne entwertet zu werden. Es gibt gegen diese Angst, ein Nichts zu sein, eigentlich nur das Tun der Liebe.

Wir können jetzt sogar noch einen Schritt weitergeh'n. Wir müssen darauf hinweisen, daß viele Menschen mit bestem Willen etwas unternehmen, – sie engagieren sich aufs äußerste und haben scheinbar doch nicht die geringste Aussicht dabei, Erfolg zu haben. Wie steht es da mit dem Glücklicherwerden durch richtiges Tun?

Man hat uns beigebracht, daß wir politisch interessiert sein müssen, daß wir sozial verantwortlich sein sollten, daß wir uns nicht einfach nur einkapseln, sondern gemeinsam mit anderen an den Problemen der Gesellschaft und der Zeit teil haben. Mag's denn nun sein, wir täten also und würden denken: Wenn wir all das tun, liegt wieder auf dem Richtigen, das wir unternehmen, die Belohnung eines glücklichen Empfindens für uns selber, – macht uns dann nicht die Erfolglosigkeit, die Mutlosigkeit, die Aussichtslosigkeit gerade den Besten von uns immer wieder einen Strich durch die Rechnung?

Erschütternd dargestellt hat das Scheitern der besten Absichten Franz Grillparzer schon im vergangenen Jahrhundert in seinem Trauerspiel Ein Bruderzwist in Habsburg, wo er vor dem Ausbruch des 30jährigen Kriegs Kaiser Rudolf darüber nachdenken läßt, wie alles, was er unternimmt, zerfällt. Er hat in seiner Regierungszeit Kompromisse geschlossen, er hat versucht, fast den Atem anzuhalten als Regierender, er wollte nur den Frieden. Er hat den Protestantismus in katholischen Landen zugelassen. Er hat die Begeisterung und Überzeugung geachtet in einer Glaubensform, die ihm als Irrtum galt. Er hat mitten in der Renaissancezeit Toleranz zu üben versucht als ein absolutistischer Herrscher. Alles das aber scheint gleichwohl nicht zu verschlagen. Resigniert am Ende erklärt er: „Das beste Wollen, wertlos ist's, weil ohne Erfolg.“ Selbst schildert er sich bei allem Tun wie einen Reiter, der auf einem allzuschnellen Pferde Platz genommen hat: Aufbäumend wirft es den Reiter ab und sprengt hinaus ins Freie. So die Folgen des eigenen Handelns – sie fallen auf den Täter zurück, aber sie sind selten vorhersehbar. Sie widersprechen nur zu oft der eigenen Planung, sie durchkreuzen die Identifikation mit dem, was gemacht werden

sollte und gemacht werden wollte. Können wir, wenn es so steht, wirklich sagen, wir würden glücklich durch eigenes Handeln?

Ich weiß auf diese Rätselfragen, jenseits aller neurotischen Verstellungen, einfach gemessen an der Realität des Leids an der Welt, keinen anderen Hinweis zu geben, als daß wir die Frage nach dem, was Sinn macht und glücklich macht, noch einen Schritt weiter verinnerlichen. Wir lassen das Gebiet des Zwanghaften jetzt einmal ganz hinter uns, wir greifen nur noch die Problematik auf, die sich inmitten der menschlichen Existenz uns jetzt stellt. Dann müssen wir sagen: Vielleicht gehört der kleine Kreis, in dem wir Glück tatsächlich steuern können, nur jener winzigen Sphäre zu, in der wir selbst sind. Selbst an den Peripheriezonen, in denen wir nach außen treten mit unserem Handeln, entzieht sich das Glück in Gestalt des „Erfolgs“, gerät es in den Bannkreis der Entfremdung, kann es auf uns selber widersprüchlich zurückfallen. Dann hätten wir zum Glücklichsein nichts weiter mehr als die Identität mit uns selbst und der daraus erwachsenden Ausrichtung unseres Wollens.

Wenden wir's, um konkret zu bleiben, ins Praktische. Ich selber beispielsweise engagiere mich, seitdem ich denken kann – seit mindestens jetzt über 45 Jahren also – für Fragen des Tierschutzes, im Kampf gegen Krieg und Aufrüstung, zugunsten der Dritten Welt. Immer wieder bei entsprechenden Kundgebungen, bei entsprechenden Versammlungen, bei entsprechenden Themenstellungen auf Kongressen versichern viele Teilnehmer, daß wir doch gemeinsam viel Erfolg gehabt hätten. Wir haben dies und das tatsächlich inzwischen erreicht, in der Ökologiebewegung, in der Friedensbewegung, in der Entwicklungspolitik. Es ist aber auch möglich, die Dinge völlig anders zu sehen: Es hat soviel Tierquälerei, wie es heute gibt, noch nie gegeben. Wir haben die Verfahren der Massentierhaltung in der industrialisierten Landwirtschaft mechanisiert, standardisiert, wir machen sie zum Exportschlager für die Dritte Welt. Es ist im Konkurrenzkampf auf dem Europäischen Markt scheinbar gar nicht anders möglich, als Tiere schon bei der Aufzucht und dann schließlich im Schlachthof auf eine Art zu quälen, die als artgerecht nicht bezeichnet werden kann. Ein kleines Beispiel dazu: Wir sind grade dabei in den Neuen Bundesländern in Deutschland für Hühner Batterien für über 600000 Tiere einzurichten, ein jedes hat dabei zum Leben für sich auf einer Blattseite Platz. Wir haben Biologen, die allem Anschein nach bestochen genug sind, um als Experten dem Gesetzgeber zu versichern, daß dies offenbar doch keine Tierquälerei sei, sondern irgendwie verantwortlich. Das Preisgefüge komme sonst durcheinander, alle in Europa machten das so, wir dürften da keine Ausnahme machen; wir müssen die Legehennen-Verordnung vielleicht demnächst doch noch einmal novellieren, aber nur wenn es gesamt-europäisch geschieht.

Die Wahrheit also in puncto Tierschutz: Wir haben überhaupt keinen Erfolg! Wir haben nicht einmal die Beschleunigung dessen, wogegen wir kämpften, aufzuhalten vermocht.

Und die Frage von Krieg und Abrüstung? Wir hatten noch nie so scheußliche Waffen wie heute. Wir haben, von der Atombombe beginnend, über die Wasserstoffbombe bis hin zur Neutronenbombe nichts verhindert. Wir haben lediglich das Gewissen abgekühlt, wie wenn's auf Eis läge. Wir empfinden bei den potentiellen Megatoden gar kein Problem mehr. Wir haben's in den Arsenalen und das Bewußtsein hat sich daran gewöhnt. Wir trainieren weiter an dem millionenfachen Tod in wenigen Sekunden; ein Problembewußtsein scheint es in unserer Bevölkerung kaum noch zu geben.

Ich will mit diesen Beispielen nur andeuten, daß es viele Gründe gäbe, mutlos zu werden und

unglücklich zu sein, weil sich so wenig erreichen läßt. Drehen wir aber die Frage jetzt ein Stück anders, gerade im Angesicht des Resultats, zu dem wir gelangt sind, so müßten wir sagen: Es ist nicht länger mehr möglich, Glück zu setzen in den Erfolg des eigenen Tuns; vielmehr das, was wir als richtig erkennen, jetzt zu tun – ohne Aufschub zu tun, einfach zu sein in dem, was für uns stimmt, das ist das ganze Glück, das uns vergönnt ist.

Ein solches Glück in der Tat ist nicht mehr abhängig von Zuständen und Umständen. Solche mögen erschwerend oder erleichternd hinzutreten, aber sie sind in sich selber weder ein Garant noch ein Hindernis. Wir können an der Stelle, an der wir stehen, einfach uns besinnen auf unsere Identität und sie leben.

Wäre es dann möglich, wir hätten zwei Varianten der Definition des Glücks bei der Hand, die wir aus der Philosophiegeschichte kennen?

Einer der Großen im Antiken Griechenland war Epikur, ein Philosoph, der von den Christen über zweitausend Jahre hin verleumdet wurde, eben als ein Epikuräer, als ein Mann, der nur Sorge trägt, daß man im privaten im Garten sitzte, oder in der Weinlaube und es sich wohl sein ließe. In Wirklichkeit wollte Epikur, daß man in den Sinnen zu genießen verstünde, ohne das Maß zu überschreiten und darin sich selbst zu bestrafen. „Wie man maßvoll genießt“, das war die erste Lehre des Epikur. „Wie man die Angst vor den Göttern und den Menschen verliert – das Glück des Vertrauens“ war die zweite Lehre des Epikur, eine „Aufklärung“, religionskritisch und gesellschaftskritisch. Und „wie man beisammen ist“. Epikur wagte kaum noch zu sprechen von der Liebe, sie war ihm zu aufregend und zu tumultuarisch. Aber wie man zusammensitzt mit Freunden, dies immerhin! Das sind die drei Formen des Glückes, die wir aufgezeigt haben, und alle hat Epikur sie beschrieben.

Doch daneben nun, als der Grund von allem, als die zweite Seite von alledem, tritt uns jetzt eine Form des Glücks vor Augen, die ganz und gar innerlich ist und die manchmal erscheint wie ein Unglück und die zumindest stark genug ist, es in Kauf zu nehmen. Diese Art des Glücks ist in gewissem Sinne einsam, sie bedarf keines anderen Menschen, sie braucht einzig das, was die Religion Gott nennt.

Auch dafür ein Beispiel: Der Mann aus Nazareth hat nicht länger gewähnt, man könnte das Glück als die Belohnung des richtigen Handelns verstehen. Er meinte, es genüge, sich festzumachen in der Wahrheit, die ersehnt, geglaubt und erhofft wird, und sie zu leben jetzt, und das, was daraus wird, in die Hände dessen zu geben, den er seinen Vater nannte. Da sei's aufgehoben. Und wie's dann würde auf Erden, das stehe bei ihm. Das Glück Jesu war kein anderes, als daß all die Last der Frage: wie geht es nun draußen weiter, wie verantwortet sich's im Ganzen der Geschichte – von ihm abfiel.

Die Bibel erzählt von einem wunderbaren Augenblick seines Lebens im 9. Kapitel des Markus-Evangeliums: Eine Stunde sei da gewesen, daß Jesus auf einem Berg stand, und eine Stimme zu ihm redete: „Du bist mein Sohn. Auf ihn sollt ihr hören.“ Was da geschildert wird, ist der Durchbruch einer Erfahrung völliger Versöhnung mit sich selbst, vollkommener Identität; da liegt die Welt uns zu Füßen, und die Wolken ziehen darunter und verdunkeln nicht länger die Sonne. Wir wären ganz und gar bei uns. Und wir sähen das gesamte Areal des Daseins, wie in den Tälern, leicht zu begehen.

Nur von einem solchen Gipfelaugenblick des Glücks könnten wir zurückkehren in die Niederungen und wüßten, wofür es sich lohnt, sinnvoll zu leben. Kein größeres Maß an Leiden werden je wir vertragen, als bis wohin wir hinaufgestiegen sind zum Gipfelpunkt des Glücks. Wie in einer kommunizierenden Röhre werden wir im Durcharbeiten aller Schwierigkeiten des Lebens nur das akzeptieren, was als Vision des Glücks uns geschenkt wird. So denn auch psychologisch, wenn sich's mitteilt im Kampf um das Glück eines anderen Menschen. Im Moment des Glücks auf dem Berge, erzählt uns Markus, habe Jesus Moses und Elias mit sich sprechen gehört. Moses, das war die Befreiung eines ganzen Volkes aus der Unterdrückung der Machthaber. Elias, das war die Freiheit von Dämonenangst und Götzenfurcht. Freiheit nach draußen und nach drinnen – das wollte Jesus.

Es hat Heinrich Heine einmal gesprochen von den „glücksgehärteten Charakteren“; er meinte damit Leute, die in zwangsneurotischem Sinne dastehen und sagen: „Wir haben's geschafft. Wir sind glücklich weil wir's verdienen. Wir haben's erworben, wir sind die Richtigen, die Maßgebenden.“ Solche Menschen sind mitleidslos, unführend, unfähig vor allem, die Menschen im Unglück zu verstehen, vor allem diejenigen, die – wer wollte denn sein Unglück selber – in ihr Elend hineingeraten sind ohne jedes eigene Verschulden. Die ganze zwangsneurotische Gleichung stimmt nicht: „Wenn du's nicht schaffst, bist du ein Schuldiger! Als ein Unglücklicher bist du entweder bestraft für deine Schuld oder du bist ein Versager und hast dich zu schämen unter den Augen der anderen.“

Jede Psychotherapie besteht unter anderem darin, daß wir in der Ahnung von einem Glück, das möglich ist, darum kämpfen, die Gründe, die sich im Leben eines anderen dem Glück versperrend dagegenstellen, beiseite zu räumen.

Dann hatte Carl Gustav Jung wahrscheinlich recht. Er meinte, wann immer ein Mensch sein eigenes Selbst gefunden hat, werde er es so ausdrücken: „Plötzlich spüre ich, daß ich selber leben darf. Wie nie zuvor, lebe ich gänzlich aus Innen. Es ist nicht mehr, daß jemand mir sagen muß, wer ich zu sein habe. Ich spüre es und ich möchte es sein und ich weiß, daß mich nichts mehr daran hindern wird. Es ist, wie wenn mich eine Hand zöge oder ein Arm umfassen hielte.“

Es gibt fortan keine Angst mehr, keine Sorge mehr, nur einen vollständigen Selbstbesitz. Menschen die religiös sind, werden zu solchen Augenblicken sagen, sie hätten Gott gesehen. Wie immer Sie's verstehen mögen, es ist das Bild eines Tabor-Augenblicks, sich selber zu gehören und bei sich selber zu sein. Eine solche Erfahrung, natürlich, bedeutet das Ende der Philosophie des Habens und des Machens.

Womöglich hat der chinesische Weise Lao Tse um 500 v.Chr. die beste Anweisung zum Glück gegeben als er sagte: „Durch das Nichthandeln ist alles gemacht. Die Zwischenräume in den Speichen des Rades, die machen das Rad so kostbar. Das Nichtsein zwischen den Wänden eines Hauses, die machen das Haus so bewohnbar. Die Höhlungen zwischen den Wandungen eines Krugs, die machen den Krug so nützlich.“ Lao Tse wollte uns lehren, selbst das Planen noch fahren zu lassen und einfach nur zu sein.

Vor einer Weile, im Berliner Zoo, sah ich, wie eine Orang-Utan-Mutter ihr Kind aufzog – unnachahmlich lehrte sie mich, was Lao Tse wohl gemeint haben mußte. Sie lag mit ihrem breiten Fell einfach auf dem Boden des wenig tropischen Käfiggehäuses. Für den kleinen Orang, den sie in ihrem Arm trug, bildete sie nicht nur die ganze Welt, sondern die ganze Heimat, den ganzen verlorenen Regenwald. Was die Orang-Utan-Mutter mit ihrem Kleinen spielte, war einfach dies: sie

war einfach da. Sie machte buchstäblich gar nichts. Wenn das Kleine tummeln wollte, hob sie es hoch zwischen ihren Armen wie auf einer Schaukel. Das Kleine durfte auf ihr herumspringen, ihr an den Ohren und der Nase zerren, hin- und herhopsen auf ihrer Brust und auf ihrem Bauch – sie war einfach da. Und für das kleine Orang-Kind war alles gemacht, weil sie gar nichts machte.

Übertragen Sie's auf die Sorge so vieler Mütter unter uns Menschen. Was müssen wir alles tun, um einen anderen Menschen, der uns anvertraut wurde zur Obhut, glücklich zu machen. Es kann vor lauter Verantwortung dahin kommen, daß wir selber gar nicht mehr sind, sondern gehen nur noch auf in dem, was wir tun, im Wahn, andere wenigstens glücklich machen zu können, nach dem Maß wir selbst uns verweigern. Es gibt aber keine bessere Wohltat zur Beförderung des Glücks der Menschen an unserer Seite, als indem wir einkehren bei uns selber, wie wäre unser Leib ein Wirtshaus und unsere Seele ein Stückchen vom Himmel. Und mit dem Glück, das wir dann erfahren, schenkt sich's von ganz allein auch anderen weiter.

Überlegen Sie, um diese Erfahrung zu bestätigen, wann in einer Psychotherapie es wirklich gut gegangen ist. Vermutlich dann, wenn Sie dachten: „Eine Lösung kenne ich auch nicht. Mein Gott, auf dieses Problem eine Antwort! Wie soll die nur möglich sein? Aber ich sitze jetzt hier und ich höre zu, ich höre einfach zu. Und ich habe das Vertrauen, es gebe eine Lösung. Wir beide zusammen finden doch eine Lösung, wenn es sich nur lange genug ausspricht.“ Schon, daß Sie in dieser Situation nicht in Panik geraten sind, daß Sie keine Angst hatten, daß Sie keine Vorschläge machten, um das Problem übers Knie zu brechen, daß Sie darauf verzichteten, „es“ wissen zu müssen, daß Sie keine Auskunft hatten, was „man“ jetzt machen muß, daß Sie nicht in den amerikanischen Dreh verfielen, den Sie in jedem zweiten Film im Fernsehen aus der Hollywood-Produktion sehen: „Nun tu was!“ schreit da die Frau durch den Raum – Sie taten überhaupt nichts, und das war vermutlich die Lösung des ganzen Problems! Durch das Nichtmachen wurde alles gemacht. Plötzlich durfte alles an fremder Not sein. Und es durfte in einem Raum von Erlaubnis das Unreife endlich reifen, es durfte das Ungeklärte und Unerklärliche langsam sich klären. Da fand ein Mensch, so hoffen wir, allmählich zu seiner eigenen Identität, und stark genug plötzlich geworden, lösten sich ihm all seine Probleme. Jene Frau zum Beispiel, die eben noch sagte: „Meine Mutter erlaubt mir nur, daß ich glücklich bin, wenn ich mit meinem Unglück um ihre Erlaubnis bettle“, – wie wollen Sie einen solchen Teufelskreis lösen, außer Sie bringen die Frau dahin, eines Tages zu glauben, daß sie selbst ein Recht hat zu leben? Daß schon ihre Mutter nicht leben konnte, lag an allem möglichen, am 2. Weltkrieg und daran, daß sie mit fünfundzwanzig zur Witwe wurde, und daß sie nur schuftete mußte, ihr Leben lang, und daß sie ein sorgenfreies Glück nie kennengelernt hat. Aber muß ihre Tochter dieses Vorbild der Not und des Unglücks ihr Lebenlang jetzt kopieren, bloß weil Mutti das schon so gemacht hat? Eine selbstbewußte Tochter wird ihre Mutti womöglich irgendwann bei der Hand nehmen und wird gemeinsam, schon weil Samstagabend ist, mit ihr an die Mosel fahren und mal probieren, was im Vorjahr an Wein dort geerntet und gekeltert wurde. Verstehen Sie mich recht: Ich will nicht sagen, so wäre in jedem Falle die Lösung. Aber wir können vermuten, daß ein Mensch, der weiß, wer er selber ist, eine offene Welt vor sich sieht, und das ist das Glück. Die Welt läge uns zu Füßen!

Dann weiß ich's nicht anders, als daß immer noch diese Welt sehr eng ist und sehr klein ist. Da kann ich mir nicht anders helfen, als daß wir dem Glück, wo wir's schon so eng auf die eigene Person, auf das Selbst zurückgezogen haben, wenigstens darin befestigen, zu glauben, es wäre im ganzen etwas mit uns als Person, als individuelle Existenz gemeint. Denn nicht einmal die Hoffnung, daß wir leben in den Kindern oder uns verewigen im Grabstein, kann und wird irgendeine Hoffnung begründen. Realistischerweise wird die Friedhofsverwaltung spätestens in

30 Jahren schon ihre Kinder fragen, wann sich das abräumt. Und dann ist es lediglich eine Frage des Wohnorts und des Einkommens, was da von ihnen bleibt. Selbst das, was man über Sie schreiben wird, meinte schon Jean-Paul Sartre, sei die Travestie des Gedächtnisses. Im Moment des Todes haben die anderen die Herrschaft, und diese anderen werden schreiben, was sie wollen, bis aus dir selbst ein ganz anderer wird. Hättest du auch nur den letzten Atem noch zur Verfügung, du könntest ihnen entgegenschleudern: „So war es nicht! So war ich nicht!“ Sie aber machen dich zum Objekt, weil es nur noch deinen Körper gibt.

Wie ermöglicht sich jenes Glück, denken zu dürfen, es wäre mit unserer Identität so bestellt, daß sie erwünscht, gemeint, gewollt und berechtigt ist. Und wann kennen wir uns soweit, zu glauben, das jetzt wäre unser Glück: eben so zu sein? Wir halten's fest für einen Moment, aber dann ändert

sich's wieder, und trotzdem bekommt es eine innere Kontinuität. Nur: wer sind wir wirklich in all dem Wandel? Und: was ist da bleibend in uns?

Das Christentum hat an dieser Stelle in Übereinstimmung mit den Lehren fast aller Religionen eine wunderbare Hoffnung, fast so, wie im Basler archäologischen Museum die Ausstellung zur Zeit jetzt über die alten Ägypter es lehrt: daß im Moment, da wir stürben, etwas stattfände wie ein Totengericht. Die alten Ägypter stellten sich's so vor, daß die Göttin der Weltordnung Maat aus ihrem schwarzen Haar eine Feder nähme und legte sie auf die eine Waagschale und wöge in der anderen Schale unser eigenes Herz. Und hätten wir so gelebt, daß es federleicht wäre und hielte sich im Gleichgewicht, wären wir Gerettete und ewig glücklich. Hätte es uns aber beschwert, und das Herz zöge nach unten – und wär's durch die Tränen anderer – wären wir wie Verlorene. Da mußte selbst der Gottkönig, der Pharao, im Totengericht versprechen: „Ich habe niemanden weinen gemacht.“ Das war sein Entré-billet für ein ewiges Glück.

Natürlich werden Sie denken: Unmöglich! So oft haben wir Fehler schon dadurch begangen, daß wir dem anderen fehlten. Wir waren zu schwach, wir wußten es auch nicht, unsere Nerven gingen mit uns durch, wir hatten keine Zeit, wir hatten Grenzen, natürlich. Könnten wir indessen denken, es wäre das Totengericht der Ägypter so streng nicht, als es sich den Worten nach formuliert, sondern es bestünde darin, daß wir unser Leben noch einmal anschauen dürften mit den Augen derer, die uns am meisten liebten und die wir am meisten liebten, ja, könnten wir uns anschauen mit den Augen jener ewigen Liebe, die möchte, daß wir sind – dann wär's wie eine Läuterung. Wir würden an tausenden von Stellen erkennen, wie tief wir unterhalb des Niveaus unserer selbst geblieben sind, aus Angst, aus Hast, aus Flucht in die falsche Richtung. Doch all das täte uns leid, es hat ja andere mitbetroffen, nie nur uns selber. Mit diesem Leiden aus einer tieferen Liebe heraus aber würden wir über all die Stellen hinausreifen, an denen wir fehlten. Hier auf Erden sind wir wohl nie Abgeschlossene, nie ganz Fertige, nie ein Selbst, das sagen könnte wie ein Diamant, der unzerstörbar ist: „Mich gibt es für immer.“ Doch selbst den Durchgang des Todes noch könnten wir verstehen als einen letzten Schritt, ins Unendliche zu reifen und uns selber zu begegnen und damit der ganzen Welt. Aus dem Augenblick der Ewigkeit würde die Ewigkeit des Augenblicks, eine Einsicht, die alles zusammenfaßt.

Ein erschütterndes Geständnis oder Bekenntnis dazu formulierte der russische Dichter Fjodor Michailowitsch Dostojewski einmal am Eingang seines Romans Schuld und Sühne, in dem es darum geht, wie Menschen bis zum Verbrecherischen geraten können. Es ist Dostojewskis Frage: Kann man einen Menschen richten? Darf man einen Menschen verurteilen? Wie kann man gegen den Abgrund, der einen Menschen bedroht, einander so anlieben, daß der andere einen

Hintergrund, einen Grund gewinnt, sich wiederzufinden? Am Eingang seines Romans schildert Dostojewski den Trinker Marmeladow, einen Verzweifelten, einen Süchtigen, jemanden, der den Stern sucht in dem Glas, das vor ihm steht, und er versinkt darin immer tiefer – ein Hilfloser, der seine eigene Tochter auf die Straße schickt, um mit ihrer Schande das Geld zu verdienen, das ihre Mutter und ihre Geschwister brauchen. Als Sonja am Abend nach Hause kommt und sich weinend auf's Lager wirft, küßt Marmeladow ihre Füße und streichelt sie: „Golubka, mein Täubchen“, und doch greift er schon mit der Hand in die Schatulle, ihr die Kopeken zu entwenden und sich wieder zu besaufen. Da lallt er vor sich hin: „Ein solches Schwein wie mich sollte man kreuzigen.“ Aber wie manchmal im Alkoholdelir fantasiert er weiter, von einer Welt der Harmonie: „Wenn Er kommen wird, sie alle zu richten, wird Er sagen: ‚Ihr Gerechten, ihr Guten, geht ein in die Hallen, die euch bereitet sind.‘ Aber dann wird Er sprechen: ‚Jetzt kommt her auch ihr, Mörder, Huren, Verbrecher, Säufer, Unglückliche. Kommt her auch ihr.‘ Dann werden die Guten und Gerechten sagen: ‚Aber Herr, warum denn berufst du auch sie, sie tragen das Antlitz des Viehs!‘ Und Er wird sagen: ‚Deshalb berufe ich sie, eben deshalb berufe ich sie, weil kein einziger von diesen je hat glauben können, daß er dessen würdig sei. Dann werden alle alles verstehen. Dann werden alle alle verstehen. Dein Reich komme, Herr.“

Prof. Dr. Eugen Drewermann geboren 1940, 1966 zum Priester geweiht. Nach Promotion und Habilitation Privatdozent für Religionsgeschichte und Dogmatik in Paderborn. Im Oktober 1991 Entzug der kirchlichen Lehrerlaubnis. Seither Lehrauftrag für Kulturanthropologie an der Universität/GH Paderborn. Im Januar 1992 Entzug der Predigtbefugnis und Amtsenthebung als Subdiakon an St. Georg, Paderborn. Er ist bekannt durch zahlreiche Buchveröffentlichungen und rege Vortragstätigkeit.

Literatur

Drewermann, Eugen: Jesus von Nazareth - Befreiung zum Frieden, Walter Verlag, Zürich, 1996.

Drewermann, Eugen: Das Matthäus-Evangelium, 1. Bd.: Kapitel 1-7, Walter Verlag, Zürich, 1993.